

bianca
EXKLUSIV

CORA

6 / 08

Liebe auf den 2. Blick



Diana Whitney

HILF MIR, DAS GLÜCK ZU FINDEN

Cathy Gillen Thacker

DU SOLLST MEINE ZUKUNFT SEIN

Pamela Browning

ICH TRAU MICH NICHT

*Diana Whitney, Cathy Gillen Thacker,
Pamela Browning
Liebe auf den 2.Blick, Band
174*

IMPRESSUM

BIANCA EXKLUSIV erscheint im CORA Verlag GmbH & Co. KG,
20350 Hamburg, Axel-Springer-Platz 1



Redaktion und Verlag:
Brieffach 8500, 20350 Hamburg
Telefon: 040/347-25852
Fax: 040/347-25991

Geschäftsführung: Thomas Beckmann
Redaktionsleitung: Claudia Wuttke (v. i. S. d. P.)
Cheflektorat: Ilse Bröhl
Produktion: Christel Borges, Bettina Schult
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)
Vertrieb: asv vertriebs gmbh, Süderstraße 77, 20097 Hamburg
Telefon 040/347-27013

© by Diana Hinz

Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.àr.l.
Deutsche Erstausgabe 1999 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg

© by Cathy Gillen Thacker

Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.àr.l.
Deutsche Erstausgabe 1993 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg

© by Pamela Browning

Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.àr.l.
Deutsche Erstausgabe 2000 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg

Fotos: gettyimages

© by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg,
in der Reihe BIANCA EXKLUSIV, Band 174 - 2008

Veröffentlicht im ePub Format im 05/2011 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

eBook-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN 978-3-86349-548-0

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Führung in Lesezirkeln nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

DIANA WHITNEY

HILF MIR, DAS GLÜCK ZU FINDEN

Sie sind so unterschiedlich wie Tag und Nacht: Die warmherzige Dani, die jedem hilft, der Hilfe braucht, und ihr gefühlskalter Nachbar Colby Sinclair. Als der Unternehmer unvermittelt mit einem hilflosen Säugling dasteht, siegt wieder einmal Danis Herz. Rührend kümmert sie sich um das Baby, und langsam taut auch der kühle Colby auf.

CATHY GILLEN THACKER

DU SOLLST MEINE ZUKUNFT SEIN

Anne Haynes weiß, wovon sie spricht. Als Kind selbst von liebevollen Eltern adoptiert, hilft sie heute anderen Menschen, ihre wahren Eltern zu finden. Als sie der Neffe des Politikers John Westfield um Hilfe bittet, stößt sie bei ihren Recherchen allerdings auf größten Widerstand. John fürchtet einen Skandal – und bald auch seine tiefen Gefühle für Anne.

PAMELA BROWNING

ICH TRAU MICH NICHT

Solange sich der Smaragdminenbesitzer Neill nicht wirklich zu ihr bekennt, wird Bianca ihm weiter verheimlichen, dass sie eine kleine Tochter hat – süßes Ergebnis ihrer einzigen gemeinsamen Liebesnacht! Auch wenn Neill sich bei ihrem Wiedersehen jetzt noch so sehr um sie bemüht – woher soll sie wissen, dass er es diesmal ernst meint und sie eine Zukunft haben?



Diana Whitney
HILF MIR, DAS GLÜCK
ZU FINDEN

1. KAPITEL

Colby Sinclair hasste Kinder nicht unbedingt, aber sie nervten ihn schnell. Deshalb wohnte er auch in einem Apartmenthaus, in der es kaum welche gab.

Verständlicherweise war er deshalb wenig begeistert davon, dass ausgerechnet seine bei der Wohlfahrt arbeitende Nachbarin dauernd irgendwelche verlorenen Wesen mit nach Hause schleppte, die ihr über den Weg gestolpert waren. Für seinen Geschmack spielten die Kinder zu laut und rannten zu schnell, so dass der ganze Fußboden vibrierte. Er biss die Zähne zusammen und versuchte, sich am Computer auf die Handelsbilanz seiner Firma zu konzentrieren.

Unruhig klopfte er mit dem goldenen Kugelschreiber auf die Schreibtischkante. Eine Umwandlung in eine Aktiengesellschaft war das Letzte, was er wollte. Nörgelnde Anteilseigner und Vorstandsvorsitzende, die sich in alles einmischten, entsprachen nicht gerade seiner Vorstellung. Aber die Zahlen waren derzeit nicht ermutigend.

Der Schrei eines Kindes, gefolgt von einem mächtigen Rums gegen die Nachbarwand, störte erneut seine Konzentration. Entsetzt bemerkte er, dass das Computerkabel durch die Erschütterung aus der Steckdose gerutscht war – wodurch ihm die Arbeit mehrerer Stunden verlorengegangen war!

Fassungslos schaute er auf den leeren Bildschirm. Daran war *sie* schuld! Diese krankhafte Wohltäterin, die ihre Wohnung in eine Absteige für Obdachlose und Asoziale verwandelt hatte!

Wütend ging Colby durch seine elfenbeinfarben ausgelegten, mit Chrom und Glas eingerichteten Zimmer und riss schließlich die Wohnungstür auf.

Da war sie auch schon. Sie kam mit einer Einkaufstüte den Hausflur herunter und fummelte an einem dicken Schlüsselbund herum.

Colby verschränkte die Arme und versperrte ihr den Weg.

Die junge Frau blieb abrupt stehen. Als ein ohrenbetäubendes Kreischen hinter ihrer Wohnungstür erschall, weiteten sich ihre Augen vor Schreck, aber sie lächelte Colby zu. „Hallo! Schöner Nachmittag, nicht?“ Sie zuckte zusammen, als aus ihrer Wohnung ein dumpfer Laut ertönte. „Aber es soll heute noch regnen.“

„Das Wetter interessiert mich wenig, Ms. McCullough ...“

„Nennen Sie mich Dani, das tut hier jeder.“

„Was zum Teufel ist ...“ Colby wies auf die Wand. „... das da.“

Ihr Lächeln gefror ein wenig. Sie nickte, wobei ihre dichten blonden Locken heftig mitschwangen. „Oh, hört sich an, als seien meine, äh, Gäste ein wenig unruhig. Tut mir leid, wenn Sie gestört wurden.“ Sie räusperte sich. „Schon wieder.“

„Dieser Wohnkomplex ist für Singles konzipiert!“, erinnerte er sie.

Danielle biss sich auf die Lippen und warf ihm einen bittenden Blick zu. Als er nicht weitersprach und nun das wütende Gebrüll eines Babys zu hören war, seufzte sie. „Ich weiß, Sie mögen keine Kinder, Mr. Sinclair, aber es ist ja nur vorübergehend. Morgen sind sie wieder weg.“

„Ich habe nicht prinzipiell etwas gegen Kinder“, behauptete Colby. Seine junge Nachbarin hatte immer diesen sanften, verständnisvollen Blick ... Irgendwie hatte er immer das Gefühl, ihr nicht so ganz gewachsen zu sein, und das fuchste ihn. Schließlich hatte er das Gesetz auf seiner Seite. Er konnte immerhin erwarten, dass seine Nachbarin sich an ihren Mietvertrag hielt!

Wenn sie nur aufhören würde, ihn mit diesen seelenvollen Augen anzuschauen!

Colbys Blick fiel auf ihre Schnürstiefel, die ein Stückchen nackten Beins unter einem bestickten Rüschenrock frei ließen, dazu trug sie ein enges, schwarzes Oberteil. Seltsames Outfit. Er wollte sich davon nicht ablenken lassen, sondern seinem Unmut Luft machen. Aber Ms. McCullough lächelte so freundlich, dass er seine ärgerlichen Worte nicht herausbringen konnte.

„Ich verstehe Ihre Verärgerung“, sagte sie sanft, und ihm fiel auf, wie sinnlich ihre Stimme klang. Heiser und gleichzeitig melodisch. Zum Glück erinnerte ihn das Trampeln kleiner Füße hinter der Wand an sein Anliegen.

„Wie ich schon sagte, ich habe prinzipiell nichts gegen Kinder, aber nur solange sie nicht meine Ruhe stören. Die Wahl Ihrer Freunde geht mich nichts an, Ms. McCullough ...“

„Dani.“

„Es sei denn, sie beeinträchtigen meine Lebensqualität. Dieses Chaos ...“ Er zuckte zusammen, als das Baby wieder schrie. „... dulde ich nicht.“

„Es tut mir so leid, ich werde mit ihnen reden.“ Ihre goldbraunen Augen verströmten Verständnis.

Kein Zweifel, diese Danielle McCullough war äußerst attraktiv. Deshalb hatte Colby bislang wohl auch nie gemeldet, dass sie mit ihren seltsamen „Gästen“, dauernd gegen die Hausordnung verstieß. Diese Schwäche seinerseits war ihm durchaus bewusst.

Die oberste Geschäftsregel besagte, sich nie etwas anmerken zu lassen, was die Konkurrenz zu ihren Gunsten ausnutzen könnte. Also sagte er kühl: „Ich erwarte, dass Sie das Problem lösen.“

Danis Lächeln war ein bisschen gequält. Das Letzte, was sie brauchen konnte, waren Probleme mit *Mr. Riesig-Düster-Schlechtgelaunt*. In dem einen Jahr, das sie schon nebeneinanderwohnten, hatte sie ihn noch nie freundlich

erlebt. Sie seufzte. „Ja, gleich morgen früh, ich verspreche es.“

Sein Blick war so kalt, dass Dani fürchtete, morgen sei nicht früh genug. Aber dann nickte er kurz, drehte sich um und verschwand.

Dani atmete tief aus. Ihr finsterer Nachbar war arrogant und offenbar völlig herzlos. Deshalb hatte sie noch nie mit ihm gesprochen, weil sie fürchtete, er könnte sich über sie beschweren. Bisher war das vermutlich nur deshalb ausgeblieben, weil er den Kontakt mit Leuten mied.

Was würde ihr Nachbar wohl tun, wenn sie ihr Versprechen nicht hielt? Sie hatte schon den ganzen Tag versucht, die Risvolds woanders unterzubringen, bislang aber vergeblich.

Dani schloss auf ... und prompt flog ihr ein Kissen ins Gesicht.

„Hey, Julian, nein!“, rief Marta Risvold und packte den Vierjährigen mit der freien Hand. „Es tut mir so leid, Dani, meine Kleinen sind völlig aufgedreht. Es ist schon lange her, dass sie es warm hatten.“

„Ich verstehe“, murmelte Dani. Ihre Wohnung sah aus wie nach einem Bombeneinschlag. Überall lagen Zeitungen herum, eine Pflanze war umgefallen, die Erde auf dem Teppich verstreut, und Whiskers, ihre Katze, saß hoch oben auf einem Bord und betrachtete vorwurfsvoll das Durcheinander.

Es ist nicht das erste Mal, dass das arme Tier sich da oben hingeflüchtet hatte, dachte Dani. Whiskers schätzte die Gewohnheit ihrer Herrin, Gestrandete bei sich aufzunehmen, offenbar genauso wenig wie ihr missmutiger Nachbar.

„Tut mir leid, Whiskers“, flüsterte sie. Trotz aller Probleme hatte sie es bislang nicht geschafft, sich von Menschen abzuwenden, denen es im Moment schlecht ging. Dafür nahm sie die gelegentlichen Nachteile gern in Kauf.

In ihrer Kindheit hatten sie und ihre fünf Geschwister Armut erlebt, aber auch viel Liebe. Obgleich der Vater behindert war und die Mutter die Familie mit schlechtbezahlten Jobs über Wasser hielt, hatten die McCulloughs trotz aller Entbehrungen immer zusammengehalten. Die Hilfsbereitschaft anderer hatte gutgetan, sodass Dani wusste, wie wichtig manchmal ein wenig Zuwendung war.

Als sie über ein paar Bücher stieg, entdeckte sie gerade noch den Lockenkopf, der in ihrem Schlafzimmer verschwand. „Vielleicht sollten Sie mal nach Lily schauen, Mrs. Risvold“, sagte sie.

Die ließ ihren zappelnden Sohn herunter, der sogleich in die Küche rannte, während seine genervte Mutter sich nach seiner sechsjährigen Schwester umsah. Baby Val saß derweil im Wohnzimmer auf dem Boden und heulte.

Dani bahnte sich einen Weg in die Küche, stellte die Lebensmittel auf den Tresen und zog Julian von der Schublade mit dem Besteck weg. „Spiel nicht damit, Schätzchen, in ein paar Minuten brauchen wir das zum Essen.“

Julian strahlte. „Will Spaghetti.“

„Hm, na ja, wie wäre es mit Makkaroni und Käse?“

„Will Spaghetti.“

„Na gut, lange, gelbe Spaghetti.“

Julian lächelte triumphierend, während seine Mutter ihre wütende Tochter aus dem Schlafzimmer zerrte. „Benimm dich“, Marta Risvold zog das widerstrebende Mädchen heraus. „Wenn Ms. McCullough nicht wäre, müssten wir heute Nacht im Park schlafen. Sieh mal, wie du dich für ihre Nettigkeit revanchierst, schämst du dich nicht?“

Lily setzte sich auf einen Küchenstuhl, stemmte die runden Arme auf den Kunststoffisch und sah Dani vorwurfsvoll an. Dani hatte festgestellt, dass Kinder

Obdachlosigkeit nie als so schrecklich empfanden wie ihre entsetzten Eltern, sondern eher als Abenteuer.

Zumindest eine Woche lang. Danach ließ der Spaß langsam nach. Dani hatte vor, den Risvolds das zu ersparen.

„Gibt Spaghetti“, verkündete Julian, der auf einen Stuhl gegenüber seiner Schwester kletterte.

Lily sah ihn düster an. „Ich mag keine Spaghetti.“

Julian grinste. „Stimmt gar nicht.“

Die grünen Augen des Mädchens verengten sich zu Schlitzern. Bevor es zum Streit kam, holte Dani ihre Geheimwaffe aus der Tüte.

„Waffenstillstand.“ Sie hielt eine Videokassette vor den Kindern hoch. „Wenn ihr beide anständig esst und dann leise wie höfliche kleine Mäuse zum Sofa geht, dürft ihr euch zusammen einen Zeichentrickfilm anschauen.“

Lily wollte schon danach greifen. Marta war nicht in Hörweite, da sie sich um das Baby kümmerte. So beugte Dani sich vor und sagte leise: „Wenn ihr aber weiterhin streitet oder wie stampfende Elefanten durchs Haus tobt, wird euch der böse Mann, der nebenan wohnt, in Stücke zerreißen und euch der Katze vorwerfen.“ Sie lächelte süß. „Haben wir uns verstanden?“

Die Kinder tauschten einen Blick aus, dann nickten sie.

„Gut. Also, je schneller das Wohnzimmer aufgeräumt ist, umso eher könnt ihr den Film ansehen.“

Beide Kinder sprangen von den Stühlen.

„Ganz ruhig“, Dani machte eine Kopfbewegung zur Nachbarwand hin, „wir wollen ja nicht den Nachbarn stören.“

Die Kinder schauten erst zur Wand und dann voller Bedenken zur Katze hinauf, die sie von hoch oben verdrießlich ansah. Julian schluckte. Lily ging vorsichtig an dem Bord vorbei und machte sich still an die Arbeit.

Ihre Mutter, sichtlich überrascht von der plötzlichen Stille, warf Dani einen fragenden Blick zu. „Wie haben Sie denn das hingekriegt?“

„Ich habe nur gefragt, ob sie im Wohnzimmer aufräumen oder die Katze füttern wollen“, behauptete Dani und begann mit der Essensvorbereitung.

„Es ist das dritte Mal in diesem Monat, Mrs. Wilkins.“ Colby klemmte das Handy zwischen Kinn und Schulter, um die seidene Krawatte binden zu können. „Ich verstehe Sie ja, aber meine Mitarbeiter müssen ihren Verpflichtungen nachkommen, und um ein Uhr nachmittags ist die Vorstandssitzung, zu der Sie zu erscheinen haben.“

Colby drückte den Ausknopf und legte das Telefon auf den Marmortisch. Er rückte die Krawatte gerade, glättete sein Haar und warf einen Blick auf die teure Armbanduhr.

Es war genau siebzehn Minuten nach sieben. Colby verließ das Bad, nahm sein Jackett vom Bügel, prüfte kurz den Inhalt seiner Brieftasche, stellte das Diktaphon an und sprach darauf: „Memo an alle Vorstandsmitglieder, Kopie für Mira Wilkins' Personalakte.“

Colby überlegte. Er konnte natürlich schriftlich ihre Verspätungen beanstanden und sogar ihr Gehalt wegen zu häufiger Abwesenheit kürzen. Andererseits war Mira Wilkins eine der besten Buchhalterinnen, die er kannte, und sie arbeitete oft länger. Zumindest war das so gewesen, bis ihr Au-pair-Mädchen in die Schweiz zurückgegangen war und sie Probleme gehabt hatte, einen Babysitter zu finden.

Colby fand, dass er bislang äußerst nachsichtig gewesen war, aber nun ließ seine Geduld etwas nach. Ein Anruf bei einer der vielen Vermittlungen in Los Angeles würde Mrs. Wilkins' Problem wohl sofort lösen. Die Wilkins taten allerdings, als sei die Wahl eines Kindermädchens genauso wichtig wie die eines Ministers. Er fand diese Haltung

bewundernswert, aber für ihn nicht akzeptabel. Schließlich musste er eine Firma leiten.

Colby schob das Diktaphon wieder ins Etui, nahm seine Tasche und ging zur Tür. Genau sieben Uhr zweiundzwanzig. Die Wilkins-Sache hatte ihn fünf Minuten gekostet.

Er riss die Tür auf und trat in den Flur. Dort stritten sich gerade zwei Kinder um die Morgenzeitung der Nachbarin. Kaum entdeckten sie ihn, stießen sie einen entsetzten Schrei aus, ließen die Zeitung fallen und rannten in die Wohnung zurück. Dani, die gerade gehen wollte, wurde beinahe umgerissen.

„Was zum Teufel ...“ Danis Verwirrung verwandelte sich in ein amüsiertes Lächeln, sobald sie Colby sah. „Ach so.“ Nun verstand sie das seltsame Verhalten der Kinder. „Sie sind es.“

Colby blieb wie angewurzelt stehen, während Dani die Tür schloss und ihn mit einem eigenartigen Blick anschaute. Hatte er etwa noch Rasierschaum im Gesicht?

Colby sagte: „Sie sind heute früh dran. Vermutlich auf Wohnungssuche?“

„Ich hatte Ihnen ja versprochen, dass meine Gäste heute verschwinden.“ Sie bemühte sich um ein Lächeln und schob den Lederbeutel, den sie trug, auf der Schulter zurecht. „Schönen Tag noch.“ Damit ging sie.

„Ms. McCullough?“

Dani blieb stehen. „Ja?“

„Ihre Zeitung.“

„Ah, ja.“ Dani hob die zerknüllte Zeitung vom Boden auf, brachte sie zurück in die Wohnung, schloss die Tür aber nicht schnell genug, so dass lautes Babygeschrei im Flur widerhallte. Dann eilte sie zum Ausgang. „Also, schönen Tag noch mal.“

Colby sah sie so intensiv an, dass sie eine Gänsehaut bekam. Irgendetwas an dem Mann irritierte sie, und das lag

nicht an seinem hoheitsvollen Gesichtsausdruck, denn Dani war es gewöhnt, unterschätzt zu werden.

Das nutzte sie sogar aus. Sie hatte gelernt, dass man als Frau – besonders wenn man jung und einigermaßen hübsch war – viel mehr erreichte, indem man die anderen glauben ließ, dass sie diejenigen waren, die eine Entscheidung trafen. Es gab ihnen ein Gefühl der Überlegenheit, das sie gelegentlich sogar dazu veranlasste, ihre Spende zu vergrößern oder eine Null an die Schecksumme dranzuhängen.

Dani fand nichts dabei, Wohlhabende ein bisschen zu manipulieren, damit die Bedürftigen davon profitierten. Das war für beide Seiten nützlich. Die einen fühlten sich spendabel, die anderen konnten einen weiteren Tag überleben.

Ihr Nachbar gehörte eindeutig zu den Wohlhabenden. Von den handgearbeiteten Schuhen bis hin zu den eleganten Manschettenknöpfen und der Seidenkrawatte, die vermutlich mehr kostete als das, was Dani pro Woche verdiente, roch Colby Sinclair nach feiner Familie und altem Geld.

Dennoch gab es einen Widerspruch zwischen seinem Verhalten und seinem Blick, in dem trotz seiner Kühle gelegentlich Verständnis aufblitzte.

Mr. Sinclair war eindeutig etwas schwierig. Und sicher nicht durch Small Talk zu beeinflussen. So dankte Dani ihm nur mit einem Lächeln, als er ihr die Glastür aufhielt und sie ins sonnige Los Angeles hinaustrat.

Colby folgte ihr zum Parkplatz. Plötzlich sagte er: „Sie sehen müde aus.“

Dani sah erstaunt auf. In seinen grauen Augen spiegelte sich das Sonnenlicht, und sie entdeckte, dass sein Haar goldene Strähnen hatte. Die Fältchen um seine Augen bewiesen, dass er gelegentlich lachte. Eigentlich sah er

richtig gut aus! Komisch, dass ihr das bisher nie aufgefallen war.

Er fügte hinzu: „Ich wollte damit nicht sagen, dass Sie ... äh, schlecht aussehen.“

„Ich habe das nicht als Beleidigung empfunden, Mr. Sinclair, ich war nur überrascht, dass es Ihnen aufgefallen ist.“

„Normalerweise wäre es das auch nicht. Ich frage mich nur, ob ich wohl der Einzige bin, der die halbe Nacht wach lag, weil das Baby geschrien hat.“

Dani spannte die Schultern an. „Tut mir leid, die kleine Valerie bekommt gerade Zähne.“

„Das habe ich mir gedacht.“

Das hatte vorwurfsvoll geklungen. Dani schaute Colby direkt an. „Es tut mir aufrichtig leid, dass Sie gestört wurden. Aber wenn ich zwischen dem Wohlbefinden einer obdachlosen Familie und ein paar Stunden Schönheitsschlaf wählen muss, ist mir das Erste wichtiger. Mrs. Risvold ist eine hart arbeitende Frau, die im Augenblick einfach am Ende ihrer Kräfte ist. Erst hat sie ihren Mann verloren, dann ihre Stellung und nun auch noch ihre Wohnung. Sie und die Kinder brauchen Hilfe, und ich brauche nicht erst Ihr Einverständnis dazu, sie ihnen zu gewähren.“

Colby betrachtete Dani nachdenklich, dann nickte er. „Äußerst lobenswert, wenn auch ein bisschen naiv.“ Er schaute auf die Uhr. „Was Ihre unglücklichen Gäste angeht, so erwarte ich, dass sie woanders untergebracht sind, wenn ich heute Abend nach Hause komme. Schönen Tag, Ms. McCullough.“ Damit ging er zu seinem schnittigen Wagen und fuhr davon.

Dani stieg wütend in ihren zehn Jahre alten Kombi und blieb erst mal sitzen.

Im Laufe ihrer Arbeit bei der Fürsorge hatte sie schon Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen getroffen,

deren Verhalten von großer Liebenswürdigkeit bis zu offener Feindseligkeit reichte, aber sie war mit allen zurechtgekommen. Bis jetzt.

„Oh, Nancy, ich kann dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin.“ Dani hatte das Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt und notierte etwas in ihrem Kalender. „Die Risvolds bleiben auch nur ein paar Tage, bis nächste Woche das neue Heim eröffnet wird.“

„Schon gut“, sagte Nancy fröhlich, „meine Kinder sind den ganzen Tag in der Schule, da ist es ganz nett, Gesellschaft zu haben.“

„Du bist ein Schatz. Aber sag mal, weißt du auch, dass Marta drei Kinder hat und eins davon noch ein Baby ist?“

„Das macht nichts.“

„Es könnte ein bisschen eng werden ...“

„Hör schon auf.“ Nancy lachte. „Wenn es dich nicht gegeben hätte, hätte ich nicht mal ein Dach über dem Kopf! Wann immer du etwas brauchst, sag mir Bescheid, okay? Auf mich kannst du zählen.“

„Ich weiß, Nancy. Ich wollte wirklich, ich könnte sie bei mir behalten.“ Sie seufzte. „Also gut, ich bringe sie so gegen Mittag bei dir vorbei, wenn es dir recht ist.“

Nancy lachte. „Du hast es ja wirklich eilig.“

„Glaub mir, dass es so schnell gehen muss, liegt bestimmt nicht an mir. Aber manche Mieter beschwerten sich schon. Na ja, einer.“

„Aha. Ich habe mich schon gefragt, ob die Kinder normal sind oder wandelnde Katastrophen. Es sind doch normale Kinder, oder? Ich muss sie doch nicht anketten oder so?“

„Sag mal, hast du zufällig eine Katze?“

„Ja.“

„Dann werden sie völlig artig sein.“

„Hm?“

„Das erkläre ich dir, wenn wir uns sehen. Ciao.“ Erleichtert legte Dani auf, nahm einen Spendenquittungsblock und eilte zur nächsten Verabredung.

Wie immer kam Colby erst spätabends nach Hause. Seine Mitarbeiter gingen meist schon zwischen sechs und sieben, aber er blieb, bis ihn der Hunger plagte.

Er hängte sein Jackett auf, legte die Manschettenknöpfe in ein Schälchen und überflog die Post. Dann rollte er die Ärmel hoch, machte sich in der Mikrowelle etwas warm und aß, während er am Computer die neuesten Wirtschaftsmeldungen überflog.

Eine Stunde später – er diktierte gerade eine Reihe von Memos – störte erneut das laute Weinen eines Kindes seine geheiligte Ruhe. Wütend stellte er das Diktaphon aus. Nun reichte es aber! Er würde nicht schon wieder eine schlaflose Nacht verbringen, selbst wenn das hieße, die gesamte Risvold-Familie ins Auto zu packen und sie persönlich im nächsten Hotel abzuliefern.

Er ging zur Wohnungstür, riss sie auf und sah sich einer bildschönen, schmuckbehängten Blondine im Nerz gegenüber, die ein quäkendes Baby auf dem Arm trug.

„Colby, mein Lieber.“ Sie klimperte mit den satt getuschten Wimpern und lächelte schelmisch. „Du magst doch Überraschungen?“

2. KAPITEL

Die Blondine verbreitete beim Hereinkommen eine Wolke von Parfümduft. „Küsschen, Küsschen“, sie hielt ihre geschminkten Wangen in Colbys Richtung, setzte das Baby auf den Boden, strich sich das zerdrückte Nerzrevers glatt und schaute sich in Colbys Wohnung um, als betrachte sie einen Heuschaber. „Das ist also dein kleines Nest, ja? Wie rustikal. Mutter wäre entsetzt.“

Colby spürte sogleich wieder den vertrauten Druck im Nacken. „Was machst du hier, Olivia?“

„Seit wann brauche ich einen Grund, um meinen Lieblingsbruder zu besuchen?“

Colby gab sich keine Mühe, zu betonen, dass er ihr einziger Bruder war, schloss die Tür und betrachtete seine Schwester. Zuletzt hatte er sie vor sechs Jahren gesehen, als sie bei der Beerdigung ihres Onkels einen Tobsuchtsanfall bekam, weil der alte Herr sie nicht im Testament bedacht hatte.

„Lass den Quatsch, Olivia, du würdest nicht mal den Papst an seinem Totenbett besuchen, es sei denn, es gibt dort etwas für dich zu holen.“

Sie schürzte die roten Lippen vorwurfsvoll. „Sei nicht so uncharmant, mein Lieber, ich dachte, du würdest deine Nichte gern kennenlernen.“

„Nichte?“ Sein erstaunter Blick ging zu dem blondgelockten Bündel, das gerade auf seinen makellosen weißen Teppich sabberte. „Das ist dein Kind?“

„Süß, nicht?“ Sie machte eine Bewegung mit ihrer manikürten Hand. „Megan, Schatzi, sag deinem Onkel Colby guten Tag.“

Megan blinzelte, stopfte eine Faust in ihren feuchten Mund und stieß einen ärgerlichen Laut aus. Das und der Schleim,

der aus dem winzigen Näschen rann, minderten Colbys Begeisterung beträchtlich.

Olivia sah sich genervt um. „Der kleine Vielfraß ist vermutlich wieder hungrig.“

Colby konnte es noch immer nicht fassen, dass seine eitle, gierige Schwester sich nun in eine fürsorgliche Mutter verwandelt haben sollte. „Das Kind ist adoptiert, oder? Du hast es doch nicht geboren?“

„Allerdings habe ich das. Es war die ekelhafteste Erfahrung meines Lebens.“ Olivias Nerzmantel ging auf, sodass ein glänzendes rotes Etuikleid sichtbar wurde, das ihre makellosen Kurven betonte. „Meine Figur ist ruiniert, selbst der beste Schönheitschirurg in Brentwood konnte sie nicht wieder hinkriegen.“ Sie betrachtete sich von oben. „Ich sehe noch immer wie eine Bäuerin aus.“

Da Olivia ohnehin nur die eigene Meinung interessierte, zog Colby es vor, nichts zu sagen.

Inzwischen steigerte sich Megans Greinen in ein unmutiges Geheul, das beinahe den Krach im Hausflur übertönte.

Colby wollte sich gerade dem Geräusch widmen, als Olivia ihn am Arm packte und nervös lachte. „Ach, ich Dumme, ich habe etwas für Megan im Wagen vergessen.“ Sie rauschte um ihren Bruder herum zur Tür. „Nein, nein“, sagte sie zu Colby, der ihr folgen wollte, „ich bin gleich wieder zurück. Sei so nett und passe kurz auf das Baby auf, ja? Sie krabbelt schon, weißt du.“

Erschrocken nahm Colby wahr, dass das Kind sich mit alarmierender Geschwindigkeit in Richtung Büro bewegte. Gerade schaffte er es noch, die Tür zu schließen.

Zornig setzte die Kleine sich auf, ihr Gesicht lief rot an, und sie stieß ein durchdringendes Kreischen aus.

„Meine Güte, Olivia, tu doch was! Sie brüllt ja das ganze Haus zusammen! Olivia ...?“ Colby starrte in den leeren Flur

und brauchte eine Weile, bevor er begriff, dass seine Schwester schon weg war. Nervös beugte er sich zu dem Kind hinunter und sagte: „Hey, hey, ist ja gut, deine, äh, Mutter ist ja gleich wieder da.“

Megan schluchzte noch einmal und rieb sich die Augen.

Vorsichtig tätschelte Colby der Kleinen den Kopf und war ganz überrascht darüber, wie weich sich das Haar anfühlte. Noch nie hatte er ein Baby berührt.

Das Kind schien das Streicheln zu beruhigen. Es schaute auf und hörte auf zu weinen. Ermutigt strich Colby ihm erneut über den Kopf. Die Kleine schluchzte noch einmal kurz, dann lächelte sie. Colby merkte zu seiner eigenen Verwunderung, dass er zurücklächelte.

Nun gab sie einen vergnügten kleinen Laut von sich.

„Na gut“, Colby betrachtete das Kind näher. Es gab tatsächlich so etwas wie eine Familienähnlichkeit. Megan war sehr hübsch, hatte Olivias blaue Augen, nur die Stupsnase war ein wenig runder – und feuchter – als die ihrer Mutter.

„Megan ist ein schöner Name“, sagte Colby in der Hoffnung, dass seine Stimme tröstlich klang. „Er ist irisch“, erklärte er. Na ja, eigentlich griechisch.

Megan schaute Colby einen Moment an, dann krabbelte sie unter den Esstisch. Colby ging auf die Knie und sah gerade noch, wie das gewinkelte Hinterteil zwischen den Chrombeinen hindurchwackelte. Er erhob sich schnell, umrundete den Tisch und erreichte das Kind, das nun auf die Küche zukroch.

Colby behielt es im Auge, zögerte aber, es hochzunehmen, da er nicht wusste wie und Angst hatte, dem Kind weh zu tun. Er nahm nur störende Gegenstände aus dem Weg und hoffte, Olivia würde bald wiederkommen.

Fünf Minuten später wartete er noch immer. Die Kleine wurde erneut unruhig.

Es vergingen zehn Minuten.

Inzwischen weinte Megan so herzerreißend, dass Colby dachte, sie würde gleich ersticken. Gerade wollte er die Polizei rufen, als es an der Tür klopfte. Er eilte hin, um aufzumachen. „Wo zum Teufel warst du so lan...“ Seine Frage blieb in der Luft hängen, als er ins erstaunte Gesicht seiner Nachbarin blickte. „Was wünschen Sie?“

„Ihnen auch einen guten Abend“, sagte sie und spähte an seiner Schulter vorbei, um nach der Ursache des lauten Weinens zu forschen. „Dachte ich mir doch, dass ich mich nicht verhört habe.“

„Äh, ja, Ms. McCullough ... Ich bin im Moment ziemlich beschäftigt. Wenn Sie mich bitte entschuldigen würden ...“

„Natürlich, aber wenn die Leute von der Feuerwehr zufällig all das finden, was im Flur herumsteht ...“

„Im Flur?“ Als Colby dort hinsah, fiel er beinahe in Ohnmacht. Neben seiner Tür standen ein tragbares Kinderbett, ein Hochstuhl, eine Karre, eine riesige Einkaufstüte mit Babynahrung und ein Koffer. „Du liebe Güte!“

Dani sah ihn forschend an. „Vielleicht hilft es Ihnen ja, wenn ich Ihnen sage, dass schon so manchen seine Vergangenheit eingeholt hat.“

„Wie bitte?“ Colby sah, wie Klein Megan auf die offene Tür zukrabbelte. „Das ist nicht mein Kind!“

„Das sagen sie alle.“ Dani nahm das Baby hoch, als sei das die normalste Sache der Welt, und wischte mit einem Kleenex aus ihrer Schultertasche dem Kind das klebrige kleine Gesicht ab. „Schon gut, Süße, dein Daddy wollte dich nicht zum Weinen bringen.“

„Das ist doch Unsinn!“, sagte Colby empört.

„Pst“, warnte Dani, „selbst ein Baby kann durch elterliche Zurückweisung traumatisiert werden.“

„Ich bin nicht der Vater dieses Kindes!“

„Ach nein? Sie sieht aber genauso aus wie Sie, bis hin zu dem komischen Grübchen im Kinn.“

Unwillkürlich berührte Colby sein Kinn. Wieso nannte sie sein Grübchen „komisch“? Er ballte die Fäuste. „Natürlich besteht da eine Ähnlichkeit, das Kind ist meine Nichte. Und seine Mutter kommt gleich ...“ Er beendete den Satz angesichts der Babyausstattung im Hausflur nicht. Olivia hatte offensichtlich nicht die Absicht, bald wiederzukommen. „Ich bringe sie um“, murmelte er.

Dani merkte, dass er in Panik war. Menschen einzuschätzen, Vorgespieltes von Echtem zu unterscheiden, das gehörte zu ihrem Job. Dieses süße kleine Mädchen war wohl tatsächlich seine Nichte, aber wieso reagierte er nur so abweisend?

Sie setzte sich das Baby auf die Hüfte und schaute ihn nachdenklich an. „Ich verstehe ja, dass Sie nicht gerade begeistert sind, aber ein Mord erscheint mir doch etwas übertrieben.“

Colby warf noch einen Blick in den Flur. „Glauben Sie mir: Das ist es nicht.“

„Na ja, so schlimm ist es nun auch wieder nicht. Einer meiner Brüder hat mal die heißesten Stellen aus meinem Tagebuch gerissen und sie ans Schwarze Brett in der Schule geheftet. Im Vergleich dazu ist doch ein erzwungenes Babysitting ziemlich harmlos.“

„Ich kann darüber aber gar nicht lachen.“

„Es gibt doch sicher eine Erklärung dafür.“ Dani schaute sich um und entdeckte einen weißen Umschlag auf dem Hochstuhl. „Oder einen Hinweis.“

Colby nahm den Brief entgegen. Sein Name stand darauf.

Dani spähte ihm über die Schulter. „Ist das die Handschrift Ihrer Schwester?“ Er nickte, machte aber keine Anstalten, den Umschlag aufzureißen.

Dani seufzte. „Sie möchten Ihre Post sicher lieber allein lesen. Inzwischen nehme ich mal Ihre Nichte ... Wie heißt sie denn?“

„Megan“, murmelte er. Er starrte noch immer auf den Brief.

„Megan“, wiederholte Dani und freute sich, als die Kleine lächelte. „Also, Megan, was hältst du davon, wenn wir beide mal reingehen und uns ein bisschen frisch machen?“

Die Kleine strahlte. Als Colby nicht widersprach, nahm Dani ein Paket Windeln und trug das Kind in seine Wohnung. Sie fand sich in einem Wunderland aus Glas, Chrom und Leder wieder.

Die Wohnung hatte den gleichen Grundriss wie ihre, aber damit endete die Ähnlichkeit auch schon. Bei Dani gab es geblünte Stoffe, warme Holztöne und saftige Grünpflanzen, sie war einfach gemütlich. Die von Colby dagegen war eine Art glänzendes Art-déco-Museum ... nichts für klebrige Finger oder Hundepfoten. Dani stellte sich vor, wie schnell der elfenbeinfarbene Teppichboden schmutzig würde ...

Die Ledercouch schien ihr zum Windelwechseln am besten geeignet. Vorsichtig legte sie die Kleine darauf. „Es geht doch nichts über eine kleine Säuberung, nicht, Süße?“

Sie nahm einen leichten Zitronengeruch wahr. „Ich habe noch nie einen Mann erlebt, der sein Ledersofa pflegt“, erzählte sie Klein Megan, die sie neugierig anschaute, „dein Onkel muss eine Haushaltshilfe haben. Männer wollen ja immer nur das wahnsinnigste Auto fahren, sonst können sie nichts.“ Dani legte die einzelnen Windelteile sachlich zusammen. „Aber es macht mich total sauer, wenn sie nicht mal ordentlich abwaschen, so als sei das Frauensache. Ich hasse Hausarbeit und kenne keine Frau, die nicht lieber einen schnittigen Porsche fahren würde, als Scheuerpulver in der Duschkabine zu verteilen.“ Sie schloss das Windelhöschen und strich den kleinen Anzug glatt. „Siehst

du, Megan, wir leben in einer sexistischen Welt und haben es schwer.“

Die Kleine kicherte und stopfte die kleine Faust in den Mund.

Danis Herz schmolz dahin. „Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du die schönsten Augen der Welt hast?“

Das Baby quietschte glücklich – bis seine Aufmerksamkeit durch eine Bewegung im Raum abgelenkt wurde. Colby stand in der Tür und sah aus, als hätte man gerade das Todesurteil über ihn verhängt. Er hatte einen Briefbogen in der Hand.

Dani hob Megan auf. „Was ist denn?“

Colby war aschfahl. Nach einer Weile räusperte er sich. „Neun Monate Mutterschaft waren ihr wohl genug. Meine Schwester hat beschlossen, dass sie eine Pause braucht.“

„Eine Pause?“

„Ja.“ Colby zerknüllte das Papier. „Sie scheint in Urlaub gefahren zu sein und plant, die nächsten Wochen in Venedig mit einem Ex-Gondoliere namens Paolo zu verbringen.“

„Sie machen wohl Witze.“ Dani blieb das Lachen in der Kehle stecken. „Nein, Sie machen keine Witze.“ Sie setzte sich das Baby auf die Hüfte und nahm das Papier, um es zu lesen. Colby ging zum Telefon. „Wohin wollen Sie denn jetzt?“

„Ich rufe die Polizei an.“

„Wie bitte?“ Dani rannte hinter ihm her und riss ihm den Hörer aus der Hand. „Das können Sie doch nicht tun!“

„Allerdings kann ich das. Das arme Kind wurde ausgesetzt!“

„Pscht ...“ Dani sah ihn ernst an, setzte Megan im Wohnzimmer auf den Boden und gab ihr das Schlüsselbund zum Spielen. „Also“, begann sie ruhig, „ich finde auch, dass Ihre Schwester sich ziemlich viel herausnimmt, aber ich

versichere Ihnen, dass es für Megan alles andere als gut ist, wenn Sie das Jugendamt einschalten.“

Colby sah besorgt drein. „Ich habe doch keine Wahl“, sagte er schließlich.

„Man hat immer eine Wahl.“ Dani nahm ihm den Hörer wieder aus der Hand und legte ihn auf. „Was ist mit dem Rest Ihrer Familie?“

„Familie?“ Er runzelte die Stirn.

„Ja, Familie. Eltern, Brüder, Tanten, Cousinen und so weiter. Es gibt doch bestimmt jemanden, den Sie um Hilfe bitten können?“

Colby massierte sich den Nacken. „Zum Glück gibt außer Colby und Olivia nicht noch mehr von den Sinclairs.“

„Ihre Eltern sind tot?“

„Sozusagen. Sie leben in Brentwood.“

Etwas in seinem Blick ließ Dani erschauern. „Das ist doch nur ein paar Kilometer von hier.“

„Geographisch gesehen.“ Er verschränkte die Arme. „Die beiden würden mit dem hier nichts zu tun haben wollen.“

„Das glaube ich nicht, Megan ist doch ihre Enkelin.“

„Ich bezweifle, dass sie überhaupt etwas von der Existenz des Kindes wissen.“ Colby vermied Danis Blick. „Unsere Familie hat sich auseinandergelebt.“

„Wie das?“

Colby beschäftigte sich mit einem losen Faden an seinem Jackett. „Ich habe seit Jahren keinen Kontakt mehr zu meinen Eltern. Und Olivia auch nicht, soweit ich weiß.“

Wenn Colby Sinclair gerade gestanden hätte, ein Serienkiller zu sein, hätte Dani nicht schockierter sein können. Auch wenn ihre Familie weit verstreut lebte, so waren sie doch alle immer in Verbindung und telefonierten mindestens einmal pro Woche. Dani konnte sich gar nicht vorstellen, wie sie es ohne die Liebe ihrer Eltern und Geschwister aushalten sollte.

Colby schaute sie mit traurigem Lächeln an. „Das schockiert Sie, nicht?“

„Ja.“ Dani fröstelte. „Die meisten zerbrochenen Familien, die ich kenne, sind Opfer von Armut, Gewalt oder Drogenabhängigkeit. Ich habe immer gedacht, wenn man diese drei Dinge besiegen könnte, würde die Gesellschaft automatisch gesunden. Aber Ihre Familie ...“

Colbys Blick war kühl. „Die können Sie wohl nicht ganz einordnen, oder?“

Dani zuckte mit den Achseln.

„Menschen nach ihrem öffentlichen Image oder ihrem wirtschaftlichen Status einzuordnen ist immer unsinnig. Kein Außenseiter kann wirklich wissen, was sich hinter verschlossenen Türen abspielt.“ Seine grauen Augen wurden dunkel. Dann schien es ihn plötzlich zu überraschen, wie viel er gerade von sich selbst preisgegeben hatte. „Sie brauchen mich gar nicht so mitleidig anzusehen“, sagte er scharf, „meine Schwester und ich haben in den wichtigen Jahren nichts entbehrt. Unsere Eltern waren weder Alkoholiker noch drogenabhängig, sie haben uns weder geschlagen noch sonst wie misshandelt. Wir lebten das typische Vorstadtleben der höheren Gesellschaft.“

Dani wählte ihre Worte sorgfältig. „Aber irgendetwas muss ja geschehen sein, dass Sie und Ihre Schwester annehmen, Ihre Eltern hätten kein Interesse an dem eigenen Enkelkind.“

Colby überlegte, wie viel er ihr eigentlich erzählen wollte. Mit ausdruckslosem Gesicht sagte er schließlich: „Olivia war ein schwieriges Kind. Sie gefiel sich darin, unsere Eltern zur Weißglut zu treiben. Der endgültige Bruch kam, als sie als Siebzehnjährige mit einem tätowierten Typen durchbrannte, dessen Vokabular nur aus Vulgärwörtern und obszönen Gesten bestand. Unsere Eltern waren so entsetzt, wie Olivia es erwartete. Und sie haben ihr nie verziehen.“

„Und wo?“

„Weit weg von sämtlichen Bellamys.“

„Und wo sollte das sein?“

„Auf dem Mount Everest vielleicht?“

Er lachte. „Das wäre mir sehr recht, aber es wäre ein bisschen hart für unsere Tochter. Ich will sie nämlich dabeihaben.“

„Ich weiß.“

„Meinst du, dass wir es wirklich ganz unter uns tun sollten?“

„Ich halte es für eine sehr gute Idee. Denn ...“ Sie lächelte zu ihm auf, und sie verkündeten gemeinsam: „Auf einer Bellamy-Hochzeit kann alles Mögliche passieren.“

Mit Tia auf dem Arm kam Neill aus dem Büro im zweiten Stock ihres vornehmen Stadthauses in Rom und verkündete: „Bianca, Vittorio ist am Telefon.“

Bianca lag auf der Chaiselongue in der Galerie, die das Büro mit den anderen Räumen verband. Eine violette Decke lag auf ihren Beinen, um die Kälte eines verregneten Winters abzuwehren. Achtzehn Monate waren seit jener nicht erfolgten Bellamy-Hochzeit vergangen. „Ich glaube, die Wehen setzen gerade ein.“

„Wirklich?“ Neill stellte Tia auf dem Teppich ab, und sie watschelte sofort zu Bianca.

„Mommy, Buch!“

Bianca küsste sie und strich ihr das seidige Haar aus dem Gesicht. „Nein, *cara*, ich kann dir jetzt nicht vorlesen. Aber Nana tut es bestimmt.“

Wie auf Stichwort kam Nana in einem lavendelfarbenen Regenumhang aus dem Lift, mit einem amethystbesetzten Diadem auf dem Kopf. „Was tut Nana bestimmt?“

„Nana! Nana!“, rief Tia entzückt und rannte zu ihr.

„Hier, Nana, sprich du mit Vittorio“, sagte Neill und reichte ihr das Handy.

Augenblicklich plapperte Nana in fließendem Italienisch darauflos, von herzhaften Lachsalven unterbrochen. „Dieser Vittorio ist ein Teufelskerl“, verkündete sie, als sie das Gespräch beendete. „Habt ihr etwas dagegen, wenn er und ich mit Tia Eis essen gehen?“, fragte sie hoffnungsvoll.

„Im Prinzip haben wir nichts dagegen, aber Bianca liegt in den Wehen“, entgegnete Neill.

Nana musterte Bianca. „Na ja, du siehst ein bisschen mitgenommen aus. Du solltest dieses hübsche Trikot anziehen, das ich dir gekauft habe, und die Tanzübungen durchführen, die ich dir gezeigt habe. Ich habe bis zu dem Moment getanzt, als Genevieve geboren wurde.“

„Und wir wissen ja alle, was bei ihr herausgekommen ist“, murmelte Neill und erntete dafür einen warnenden Blick von Bianca.

Nana nahm Tia bei der Hand. „Komm, Tia. Onkel Vittorio holt uns in seinem großen, langen Wagen ab. Bianca, ich bin sicher, dass das Baby noch nicht kommt. Wir sind wieder zurück, bevor du ins Krankenhaus musst.“

„Bye, Mommy! Bye, Daddy!“ Tia winkte, als sie mit Nana im Fahrstuhl verschwand. Bei Nanas kindlichem Gemüt war es nicht verwunderlich, dass die beiden sehr aneinander hingen.

Neill setzte sich auf die Kante der Chaiselongue, nahm Biancas Hand und führte sie an die Lippen. Nacheinander küsste er jeden Finger. Er verweilte besonders bei dem Ringfinger, an dem sie den Ehering und den Verlobungsring mit dem riesigen Smaragd trug.

Den Ehering hatte er ihr zuerst angesteckt und den Verlobungsring später, nachdem sie eine Fassung für den Smaragd entworfen hatte.

Nana hatte es natürlich gefallen, auf diese Weise das Pferd beim Schwanz aufzuzäumen. Schließlich liebte sie das Unkonventionelle. Sie hatte eine tiefe Freundschaft mit Vittorio geschlossen, der wieder in den Ruhestand getreten war und ihr all seine Zeit widmete. Sie hatte sich ein Hörgerät zugelegt, damit sie nicht versäumte, wenn er Süßholz raspelte, wie sie es nannte.

Vorläufig zog sie es vor, bei Neill und Bianca zu wohnen. Sie häkelte unzählige violette Decken, strickte Babywäsche und ließ sich von Vittorio mit Zuneigung und Amethysten überhäufen. Bianca und Neill hofften, dass sie nie ausziehen würde.

„Hast du Schmerzen?“, erkundigte er sich mitfühlend.

„Es geht. Wir müssen noch nicht ins Krankenhaus fahren.“

„Ich möchte rechtzeitig da sein. Ich will unser Kind nicht auf dem Rücksitz eines Rolls-Royce zur Welt bringen.“

„Natürlich nicht.“ Ihr stockte der Atem, als eine neue Wehe kam.

„Bianca?“

Sie musste lächeln, weil er so besorgt aussah. Und so liebevoll. Sie waren sich einig, dass ihre Ehe das Beste war, das ihnen hatte passieren können. Sie betrachteten sich als lebenslang gepaart – wie Schwäne. Neill hatte seine aktive Mitarbeit in der Mine eingestellt und fuhr nur noch viermal im Jahr nach Kolumbien. Manchmal begleiteten Bianca und Tia ihn. Häufig führten ihre Geschäfte sie nach Paris. Sie beabsichtigten, nach der Geburt des Babys nach New York zu ziehen. Die neu eröffnete Zweigstelle dort entwickelte sich unter Kevins Leitung prächtig. Insbesondere die Edelstein-Kollektion verkaufte sich ausgezeichnet – vor allem, seit Neill auf die Idee gekommen war, als Werbeträger einen TV-Shopping-Sender zu nutzen, den er aufgekauft hatte.

„Kann ich dir irgendetwas holen?“, bot er an.

„Du hast mir schon alles gegeben, was eine Frau sich wünschen kann.“

Behutsam schloss er sie in die Arme. „Ich liebe dich, Bianca.“

„Mehr als bei unserer Hochzeit?“, hakte sie nach.

Neill dachte darüber nach. Die Trauung hatte in Nepal stattgefunden, kurz bevor er zum Gipfel des Mount Everest aufgebrochen war. Die Zeremonie war von einem Priester durchgeführt worden, der an dem Aufstieg teilnahm. Als Trauzeugen hatten vier Bergführer fungiert. Davon abgesehen war bei dieser Bellamy-Hochzeit nichts Außergewöhnliches passiert.

Gleich nach Neills triumphierender Rückkehr vom Gipfel waren sie mit Tia und ihrem Kindermädchen für drei Wochen nach Maui in die Flitterwochen gefahren. Keiner der übrigen Bellamys war zu den Feierlichkeiten eingeladen worden.

„Ich liebe dich sogar mehr als damals“, verkündete Neill. „Ich hätte nie gedacht, dass man jemanden so sehr lieben kann.“

„Ich auch nicht“, wisperte sie. „Und die letzte Wehe tat weh.“

„Ist es sehr schlimm?“

Unwillkürlich musste sie über seine verzweifelte Miene lachen. „Es ist überhaupt nicht schlimm. Es ist wundervoll. Es bringt ein Baby zur Welt.“

„Du bist so blass. Ich habe furchtbare Angst. Was ist, wenn dir etwas passiert? Wie soll ich ohne dich leben?“

„Mir wird nichts passieren, aber du solltest dem Chauffeur sagen, dass er das Auto vorfahren soll. Und hol bitte den kleinen Koffer aus dem Schlafzimmer.“

„Ich kann es nicht ertragen, dich leiden zu sehen. Ich werde nie wieder mit dir schlafen, wenn es dazu führt. Ich verstehe gar nicht, wieso wir ständig Babys kriegen, obwohl meine Spermienzahl so gering ist.“